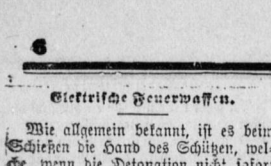
Elektrische Feuerwaffen.

Wie allgemein bekannt, ist es beim Schießen die Hand des Schützen, welche, wenn die Detonation nicht sofort nach dem Abdrücken erfolgt, durch ihre Unruhe das Verwerfen des Schusses verschuldet. Bei gewöhnlichen Constructionen der Feuerwaffen suchte man diesem Uebelstande in allen Zeiten durch Verbesserung des Zündmechanismus entgegenzuarbeiten, und es ersetzte so durch das Radschloß das weit langsamer zündende Mintschloß, um mit der Zeit dem noch rascher zündenden Feuersteinschloß zu weichen. Dieses wurde wieder durch die Percussionszündung verdrängt, durch welche der starke Feuerstrahl des Knallpräparates auf kürzestem Wege in die Ladung gelangt, und dieselbe ihrer ganzen Länge nach durchdringend, deren denkbar schnellste Zündung bewirkt. Von der Elektricität hat man noch mehr erwartet, jedoch vergeblich. Das erste elektrische brauchbare Gewehr construirten Le Baron & Delmas in Paris.

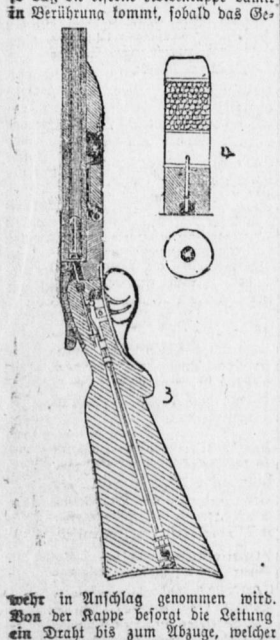
Der Inductionsapparat ist in dem hohlen Schaftkolben gelagert. Die Batterie besteht aus einem glasirten Thongefäß, welches dicht an die Kolbenkappe gelagert ist und durch einen abschraubbaren Deckel (von der Kappe aus) verschlossen ist. Das Gefäß enthält zwei Kohlenstäbe und einen Zinkstab, die Füllung ist Schwefelsäure und chromsaures Kali. Im Schaftkolben ist der Inductionsapparat untergebracht, dessen Function von der Berührung des Abzuges bedient wird.

Hauptsache ist die Patrone mit ihrer Einrichtung. Dieselbe enthält in der Mitte des Bodens einen isolirt befestigten spitzen Stift, während ein zweiter ähnlicher Stift an der Wand der Patronenhülse befestigt ist, so daß beide Spitzen sehr nahe zu einander stehen, sich aber direkt nicht berühren.



Die Leitung besorgt einerseits der in dem Stoßspiegel endende isolirte Draht, andererseits das Metall, aus welchem die Gewehrtheile erzeugt sind, und mit welchen die Patrone von Außen in Berührung kommt. Beim Schließen des Stromes überspringt der elektrische Funke zwischen den beiden Spitzen, und bewirkt so die Zündung der Pulverladung.

Eine Verbesserung bewirkte bei den elektrischen Gewehren die Erfindung der Accumulatoren. Heinrich Pieper in Lüttich hat den Accumulator in der Weise angewendet, daß der Schütze denselben in der Brusttasche trägt, und von diesem der Strom einerseits durch den angehängten Draht in die Metalltheile der Waffe geleitet wird, der andere Pol dagegen mit einem Drahtnetze in Verbindung ist, welches der Schütze an der rechten Schulter befestigt trägt, so daß die eiserne Kolbenkappe damit in Berührung kommt, sobald das Gewehr in Anschlag genommen wird. Von der Kappe besorgt die Leitung ein Draht bis zum Abzuge, welcher als Taster dient, und die Stromschließung bewirkt, indem er beim Abdrücken den Contact mit einem zweiten Draht bildet, welcher den Strom zur Patrone leitet.



Die Pieper'sche Patrone ist von derjenigen Le Baron & Delmas sehr verschieden. Die Hülse ist von Messing, daher in Berührung mit den Kammerwänden leitend. In der Mitte des Patronenbodens ist ein Kupferstift isolirt befestigt, welcher mit dem mit der Gewehrkappe in Verbindung stehenden Leitungsdraht, der im Verschluß isolirt und durch eine unterlegte Spiralfeder etwas beweglich gelagert ist, genau zusammentrifft.

Es handelt sich nun blos um die Art der Zündung. Pieper benützt dazu den Deckpfropfen, welcher auf die Pulverladung aufgesetzt wird. Derselbe, ein Carton von etwa 2 bis 3 Millimeter Dicke, ist in der Mitte durchlocht und mit einer Metall-Oese versehen, welche durch ein äußerst dünnes Drähtchen mit dem am Rande des Pfropfen angebrachten Plättchen verbunden ist. Das Plättchen berührt, wenn es in die Patrone eingeführt wird, die Wandung der Patronenhülse, während die Oese den Kupferstift, der mitten in der Patrone vorsteht, aufnimmt; beim Schließen des Stromes ist es somit eben das sehr feine Drähtchen, welches durch sein Erglühen die nächsten Pulverkörner anfeuert und so die Zündung der Pulverladung bewirkt. Selbstverständlich flieat der das Drähtchen tragende Pfropfen bei dem Schusse mit heraus aus dem Rohre. Die Patronenhülse kann dann abermals in gleicher Weise benützt werden, und ist nur ein neuer Pfropfen zu verwenden.

Verschieden davon ist das elektrische Zündhütchen von Samuel Russel in Brooklyn, N. Y. Nach dieser Erfindung kann die Patronenhülse ebenfalls wiederholt gebraucht werden, und wird beim Wiederladen nur das Zündhütchen in gleicher Weise ersetzt, wie bei den gewöhnlichen Patronen mit Centralzündung.

Die Patronenhülse ist ganz oder oder wenigstens deren Boden von Metall, um durch Berührung mit den Kammerwänden oder Kammerverschluß im Gewehre den Strom zu leiten. In die Aushöhlung in der Mitte des Bodens wird das Hütchen eingesetzt, welches aus einer Metallhülle und einem in der Mitte isolirt gelagerten Stift besteht. Stift und Kapsel sind an der Innenseite durch ein feines Platindrähtchen verbunden, welches, sobald der Strom geschlossen wird, erglüht.

Hummeln.

Unter die merkwürdigsten Anpassungserscheinungen im Pflanzenleben zählt die Beziehung, in welcher der rothe Wiesenklee und die Hummeln zu einander stehen. Die Anpassung geht so weit, daß der erstere ohne die letzteren gar keinen Samen ansetzen kann. Der Rüssel der Biene ist nicht lang genug, um den Honig in der Kleeblüthe zu erreichen. In Neu-Seeland war es lange Jahre hindurch nöthig, Kleesamen für jede Aussaat von England zu importiren, weil es in jener Colonie keine Hummeln gab; und so schmerzlich wurde der Mangel dieser nützlichen Insekten gefühlt, daß man verschiedene Versuche machte, die bis jetzt allerdings noch nicht erfolgreich waren, sie auf jenen Inseln zu acclimatisiren. Es ist dies vielleicht eine der hervorragendsten praktischen Verwendungen einer Kenntniß, die auf den ersten Blick eine lediglich wissenschaftliche Frage zu sein scheint. Huxley macht irgendwo die witzige Bemerkung, daß die Fruchtbarkeit des Klees in jeder Gegend im letzten Grunde von der Zahl der — alten Jungfern abhänat. Der Klee wird von Hummeln befruchtet; diese werden ihrerseits stark von den Feldmäusen verfolgt; die Feldmäuse wiederum werden von den Katzen gefressen; die Katzen endlich werden hauptsächlich von alten Jungfern aepfleat. Daher: je mehr Katzen, desto weniger Feldmäuse, und je weniger Feldmäuse, desto mehr Hummeln.

Lassen wir die alten Jungfrauen als eine vielleicht zu sonderbare Beigabe bei Seite, so illustrirt diese Kette von Wirkungen und Ursachen sehr gut die unendlich zahlreichen gegenseitigen Einflüsse, den beständigen Krieg der Beziehungen, den jeder Theil der organischen Welt zu dem andern hat.

— Berg-Romantik. Tourist: „Mädel, Du siehst wirklich aus, wie die Rose, die der Thau geküßt hat!" — Rosl: „Der Thau nöt, aber der Hansl!"

— In der Buchhandlung. Parvenüs-Gattin: „Sagen Sie, hat Schiller nicht auch Werke in rothem Einband geschrieben?"

Religiöse Tättowirungen.

Bei sämmtlichen Völkern der Erde, wilden wie civilisirten, findet sich die eigenthümliche Sitte des Tättowirens. Meistens sind die Tättowirungen wohl nur primitiver Natur, in einzelnen Fällen bekunden aber Zeichnungen wie Ausführung keinen geringen Grad künstlerischen Könnens. Ursprünglich mag das Tättowiren wohl nur zum Schmuck des nackten Körpers gedient haben; später entwickelten sich in den verschiedenartigen Zeichnungen Stammes- und Häuptlingsabzeichen sowie Symbole der verschiedensten Art. Roth und blau sind fast ausschließlich alle Tättowirungen. Während diese Sitte unter den Stämmen der Südsee-Insulaner in Folge des Einflusses der Missionäre allmälig verschwindet, wird derselben in Hinterindien, Birma sowie anderen asiatischen Ländern allgemein gehuldigt und man sieht dort nicht selten wirklich bewundernswerthe Tättowirungen des ganzen Körpers. In Japan ist das Tättowiren durch Gesetz verboten worden. In unserem Lande sowie in Europa sind es es meistens Soldaten und Matrosen, welche sich auf Arme wie auf Brust triegerische Embleme, Schiffe und ähnliche Dinge tättowiren lassen. Daß auch Tättowirungen religiöser Natur in Europa und zwar in der Gegend von Loreto in Italien üblich sind, ist erst neuerdings bekannt geworden. Die italienische Schriftstellerin Caterina Pigorini-Beri hat sich der Mühe unterzogen, mehrere Hunderte von Vorlagen für diese religiösen Tättowirungen zu sammeln, und hat dieselben dem psychologischen Museum in Florenz überwiesen.

Der hl. Michael.

Diese Tättowirungen werden fast stets bei Gelegenheit der häufigen Wallfahrten nach Loreto vorgenommen und meist von den Sakristanen, Kirchendienern, Todtengräbern und sonstigen, mit der berühmten Kirche im Zusammenhang stehenden Personen ausgeführt, die eben jene seit Jahrhunderten im Gebrauch befindlichen Cliches besitzen. Das Verfahren ist sehr einfach: das in Holz geschnittene, leicht gefärbte Muster wird auf die straff angezogene Haut aufgedrückt, und die Umrißlinien der Zeichnung werden alsdann mit der „Feder", einem mit drei Stahlnadeln versehenen Grabstichel punktirt; in die blutenden Stiche wird schließlich eine blaue Tinte eingerieben, die sich unauslöschlich in der Haut festsetzt. Die Behandlung ist natürlich schmerzhaft, jedoch sind meist schon nach 24 Stunden die kleinen Wunden wieder zugeheilt.

Das wunderthätige Kreuz.

Die Tättowirungen von Loreto sind höchst mannigfacher Art und umfassen kein religiöse Symbole sowie profane Liebeszeichen, besonders zwei aneinander gekettete Herzen oder das von einem Pfeile durchbohrte Herz. Die Friedenstaube in verschiedener Form, der Hoffnungsanker und der Glücksstern, leiten auf die Engelsdarstellungen über und letztere sind als die Uebergänge zu den eigentlichen religiösen Muster anzusehnen. Unter Letzteren kehrt der heilige Franziskus mit den Stigmatisirungen und dem Rosenkranz, oder die heilige Klara mit Palme und Büchse am häufigsten wieder, daneben die Attribute des Franziskanerordens, die Wahrzeichen der Passion in besonders reicher Darstellung; auch das Kreuz Christi fehlt nicht. Aber auch die Abzeichen der Madonna des heiligen Hauses von Loreto und das wunderthätige Kruzifix von Sirolo, eines berühmten Wallfahrtsortes jener Gegend, finden sich vor. Weitere Muster sind die Madonna di Genazzano, die sogenannte Madonna del Buon Consilio, die Madonna del Carmine, der Erzengel Michael, der den Drachen tödtet und das memento mori der Franziskaner.

Wahrscheinlich sind diese religiösen Tättowirungen Nachahmungen der Stigmatisirungen des heiligen Franziskus, dessen Wirksamkeit in jenen Gegenden besonders fühlbar war und der dort die ältere und neben Loreto bedeutendste Kultusstätte, das Kloster von Sirolo, gründete. Vielleicht waren die Tättowirungen aber auch zunächst Abzeichen der Cavalieri Laurentani oder der Angehörigen des privilegirten Collegio Illirico, denen Papst Sixtus V. die Vertheidigung des heiligen Hauses von Loreto gegen die Einfälle der Türken und Korsaren übertragen hatte, und wurden erst später von der Landbevölkerung, aber immer als ein Zeichen kirchlichen Ritterthums, angenommen. Hierauf deutet das besonders häufig wiederkehrende Muster hin, welches das von Sixtus V. geschaffene Wappen von Loreto (eine Madonna zwischen zwei mit Früchten behangenen Zweigen eines Birnbaumes) in roher Darstellung wiederholt.

Guet'n Appetit.

Finsteren Blickes betritt ein alter Knasterbart das Sitzungszimmer des Schöffengerichts in München, mustert flüchtig die Anwesenden und sogar den Zuhörerraum. Gleich darauf kommt zum Aufruf die Sache: „G. S. wegen groben Unfugs und Beleidigung." — Richter: Nun, Herr S.! Sie heißen Georg, ehelicher Sohn des Johann und der Barbara S.; was war Ihre Mutter für eine Geborene? — Beschuldigter: Eigentli' woaß i dös selber net recht, aber i bitt' Sie, was hat denn meine geborne Mutter, die schon a zwoa a zwanzig Jahr g'storben is, da heromet z' thun? Lassens do' dös alte Weib in Ruah. Die Umständ' z'weg'n solchener Dummheit versteh' i gar net. — Richter: Gut! Sie wissen das nicht. Sind Sie schon bestraft? — Beschuldigter: Na, was war denn dös! Moan S' net, daß i den Thomaßdieb'n g'holfa hab'? Ka Idee, sag' i! I bin a Bürger, der seine vierz'g Jahr d' Steuern und Abgaben zahlt und lebt und leben laßt. Ueberhaupts... — Richter: Also Sie sollen am 14. Juni im K.-Keller durch Schreien und Schimpfen groben Unfug verübt und den ähmahnenden Gastwirth durch Ausdrücke: Hammel, Hanswurst, Viertandler und so weiter beleidigt haben. — Beschuldigter: Na, ja, so beiläufig wird's g'wesen sein, aber schaugen S', die Hergäng müassen S' wissen, nachher red'n mer weiter! Also i kimm um halb 7 Uhr in den Keller außa, fuach a Platzl und b'stell mir a bratene Haxen. Feit fö nir'n, Schorschi, dent' i mir, weil d' Kellnerin g'sagt hat, daß no zwoa da san. I wort' beinah' a halbe Stund, jetz'n kimmt d' Kellnerin mit aner Hax'n, i ruck' scho zuawi und stell' mein Kruag wega — ja! Schnecken, die schöne Hax'n kriegt oaner am Nebentisch und der schaugt mi no recht drecket an und ruckt a so rum, da i fehg'n muaß, wie er's verbarbelt. Jetz'n können S' Gahna vorstell'n, wia's in mir a'wurmt hat. Ueber a Weil... — Richter: Möchten Sie sich nicht etwas kürzer fassen! — Beschuldigter: So so! i reb' Gahna z' lang, weil i's g'nau nimm, aber d' Lebensbeschreibung vo' meiner Mutter, die gar net her g'hört, hätten S' scho wissen wollen. Also endli' kimmt d' Kellnerin, bringt a o'bräunte vordere, an reinsten Boanahaufa, und sagt: Dös is die letzt', Herr Nachbar. — Gans, damische, sag' i, dös is scho mehrer die erscht, und die andere, die der brennt z'sammapolirt hat, war die letzt'. Dein Herr is a Hammel und a Hanswurscht, so a Viertandler geht mit die Leut' um, als mueßt ma alle auf eahm aufpaff'n. Zahl'n, sag' i, i geh'. Der andere drüb'n lacht schön stad und wia i no an Biff'n in's Maul steck', schreit er rüber: Mahlzeit! Glei' drauf kimmt der Wirth vorbei und sagt: Guet'n Appetit! I wirf die ganze Gaudi mein' Hund zua, steh' auf und sag': Mein' Ruah möcht' i hab'n, Bagaschi überenand, um mein Geld lass' i mi' net dablecka, euch mach i no lang kan Lipperl, so a Troazlerei gibt's net bei mir. Schaugen S', Herr Rechtsanwalt, da that'n Sie a habisch wer'n, wenn S' in Gift und Gall dastick kunnten. — Das Gericht ließ die mildeste Auffassung gelten und erkannte auf 10 Mark Geldstrafe. Herr S. hatte auf Freisprechung gerechnet und bemerkte darauf: Schad', daß S' mir net a no a guat'n Appetit wünschen, den Zorn und Aerger, nir'n G'scheidt's z' essen und a zehn Mark hinten drein... Wünsch, daß 's wohl bekommt!

— Kasernenhofblüthe. Wachtmeister (zu einem jungen Dragoner): „Sie wollen zu Hause schon immer auf dem Pferde gesessen haben, Sie Jammergestell? Karoussel-Pferde werden Sie zugeritten haben vermuthe ich."

Unterofficier: „Sprechen Sie doch das „Ja!" auf meine Frage nicht immer so lispelnd aus, als wenn Sie sich für eine verschämte Braut hielten und mich für einen Traualtar!"

Sergeant: „Donnerwetter, das wär' mir das Wahre, daß ein Einjähriger parfümerirt zum Dienste kommt; da seh'n Sie mich an, ich bin — Sergeant und rieche nie gut!"

— Merkwürdige Hypothese. Gast (zum Wirth, nach dem ersten Trunke): „Herrgott, das Bier ist ja so kalt, als wär' ein Eisbär d'rin gesotten worden!"

— Merkwürdig. Herr: Um wieviel älter ist denn Ihre Schwester Clara? Backfisch (von 14 Jahren): Ich weiß nicht! Als sie 25 Jahre alt wurde, war sie 20, und jetzt ist sie 18! Nächstens werden wir Zwillinge sein!

Wie eine Türkin Braut wird.

Von Ada von Hirsch.

Die jüngste Tochter seiner Exzellenz Murad-Paschas hält heute ihre Brautschau! Haben Sie wohl Lust, mit mir dorthin zu fahren?" fragte mich einst Frau Halim-Bey, bei der ich zum Besuch war. Da ich noch nie einer solchen Brautschau, die bei den Mohamedanern die ganze Hochzeitsfeierlichkeit ausmacht, beigewohnt hatte, so willigte ich mit großer Freude ein, sie dorthin zu begleiten.

Der palastähnliche Konak des Murad-Pascha liegt im Dorfe Bebek am herrlichen Bosporus und ist von einem schönen Parke mit einem ziemlich geräumigen, mosaikgepflasterten Vorhofe umgeben. Eien Menge Wagen hielt im Vorhofe, als wir dort ankamen, und immer rollten mehr Fuhrwerke an. Der große, hochgewölbte Vorsaal im schönen „Haremlik" (Frauenabtheilung) war voll von schaulustigen Frauen und Kindern, welche höchst ungeduldig und erwartungsvoll des Brautkaxes harrten. Der Saal war äußerst geschmackvoll und reich mit exotischen Pflanzen geschmückt. Die vielen schwarzen Sklavinnen und die weißen Dienerinnen des Hauses standen reihenweise in ihren langen, weißen Festkleidungen aufgestellt.

Bald erschien auch der Bräutigam, Lutfi-Bey, in einer goldüberladenen Offiziersuniform. Er ward von mehreren hochgestellten osmanischen Herren begleitet. Diese Letzteren blieben aber draußen im Garten oder gingen zurück in den „Selamit" (Herrenabtheilung des Hauses). Nur der Bräutigam und hinter ihm zwei pechschwarze Eunuchen durften in den Harem hineintreten. Lutfi-Bey war eine sehr sympathische Erscheinung mit echt orientalischen Gesichtszügen, wozu eine Adlernase und zwei schwarze, träumerische Augen und auch ein schöner Vollbart nicht fehlen dürfen. Der eine Eunuch trug ein Rosenholzkästchen, reich mit Perlmutter eingelegt, worin sich der kostbare Brillantenschmuck verbarg. Der andere hielt in seiner glänzend schwarzen Hand einen Fächer von echten Straußfedern, dessen goldener Griff mit bunten Edelsteinen überladen und gewiß ein kleines Vermögen werth war. Diese Gaben waren für die liebliche Braut bestimmt. Im Vorhofe standen schon zwei „Araba" (Leiterwagen mit Ochsen vorgespannt), worauf eine Menge Kisten und Kasten, Körbe, Matratzen und Teppiche in weiße Musselintücher eingehüllt waren, welches alles zu der Ausstattung der Braut gehörte.

Kaum war der Bräutigam im Vorsaale, als von der anderen Seite des Konak — vom Selamlik — eine Thür geöffnet wurde und der Vater der Braut hereintrat, um seine Tochter aus den inneren Gemächern des Haremlik zu holen. Auch Murad-Pascha war in Galauniform und wurde ebenfalls von mehreren Herren begleitet, die sich alle gleich darauf zurückzogen. Nach Verlauf einer halben Stunde kam der Pascha, seine Tochter am Arme führend, in den Vorsaal zurück. Dann erst begrüßten sich die beiden Herren. Der Schwiegersohn grüßte zuerst den Schwiegervater, indem er sich wiederholt tief verbeugte und die rechte Hand gegen den Fußboden senkte, dann sie wieder gegen seine Stirn hob und sie dann langsam auf seine Brust fallen ließ. Dies ist der übliche mohamedanische Gruß.

Der Pascha übergab nun ganz feierlich dem jungen Bräutigam seine Tochter. Ihre ganze zierliche Gestalt war in einen langen, faltenreichen Schleier eingehüllt. Erst nach Sonnenuntergang darf sie sich dem Bräutigam unverschleiert zeigen, wenn er kommt, sie nach seinem Konak abzuholen. Lutfi-Bey küßte ehrerbietig die kleine, feine Hand seiner Braut und führte sie nun an seinem Arme durch die lange Reihe der Sklavinnen und Dienerinnen zu den fremden Frauen in dem eigentlichen Haremssaal. Dort angekommen, fragte er laut und feierlich:

„Fatima, jüngste Tochter des Murad-Pascha, willst Du nach dem Wunsche Allahs und seines großen Propheten meine Frau werden und in meinem Harem herrschen?"

Auf die bejahende Antwort der Braut ließ er ihr durch seine beiden Eunuchen die kostbaren Geschenke überreichen und küßte nochmals ihre Hände, dann entfernte er sich, indem er hinter sich viele kleine Gold- und Silbermünzen warf.

Beim Ausgange des Saales kehrte er sein Gesicht gegen Osten und rief: „Maschallah — Maschallah!" (Was Gott will.) Diese Worte wiederholten alle die anwesenden Frauen, und lärmend und lachend warfen sie sich nieder, um die hingestreuten kleinen Münzen zu erhaschen. Dem türkischen Aberglauben nach sollen solche Brautschaumünzen glückbringend sein. Ich wollte mich auch niederbücken, um eine solche Münze zu nehmen, aber Frau Halim-Bey bat mich, dies nicht zu thun, weil die strenggläubigen Osmaninnen einer Christin dies Glück nicht gönnen.

„Jetzt ist Fatima verheirathet!" erklärte mir Frau Halim-Bey. „Wir Osmanen brauchen weder einen kirchlichen Segen, noch eine gerichtliche Verbindung, und doch ist die türkische Ehe deswegen nicht weniger bindend als bei ihnen!"

Nun fing aber das Leiden der armen Braut an! Sie muß nämlich den ganzen Tag geduldig wie ein Opferlamm zur Ausstellung und Beschauung in dem Haremssaal verweilen. Sie muß sich von bekannten wie auch unbekannten Frauen beschauen lassen, denn an einem Brautschautage steht das Thor des Hauses jeder wohlgekleideten Hanum (Frau) offen.

Da geht es manchmal los mit den neidischen Bemerkungen, und manche kleine unliebsame Wahrheit muß die Braut sich gefallen lassen. Die kaum sechzehnjährige Fatima sah aber allerliebst in ihrem seidenen, golddurchwirkten, weißen Atlaskleide aus, welches mit echten Brüsseler Spitzen garnirt war, und dessen Schleppe meterlang hinter ihr her wallte. Nach dem Fortgehen ihres Bräutigams hatte sie den langen Schleier etwas vom Gesicht fortgezogen, denn nun befanden sich nur Frauen und Kinder im Saale.

Eine alte „Hanum" näherte sich der Braut und äußerte ganz unverfroren: „Beim Barte des Propheten, Lutfi-Bey scheint keine Neigung für große und stattliche Frauen zu haben, mein Täubchen! Wallah (bei Gott), Du bist so klein und zierlich wie eine Puppe!"

Andere Frauen belästigten sie mit überschwenglichen Huldigungen. „Wie ein Sternlein siehst Du aus, liebe Fatima!" oder „Meine süße Theerose, laß Dich gut betrachten," oder „Welch' Perle erhält Dein Eheherr!"

Auch die Mutter, Tanten und Verwandten der Braut mußten an jenem Tage Glückwünsche und Bemerkungen, Rathschläge und Ausfragen von den stets neu ankommenden Frauen genügend hinnehmen. Unaufhörlich trugen die Sklavinnen und Dienerinnen Erfrischungen umher. Ganze Berge von gezuckerten Früchten, kleinen, süßen Kuchen, Süßigkeiten aller erdenklichen Arten wurden abwechselnd mit Limonaden und den nie fehlenden schwarzen Kaffee, wie auch Cigaretten den Beschauerinnen angeboten. Welch' bewundernde Fertigkeit, Näschereien zu vertilgen, besitzen doch diese Haremsschönen!

Gegen Abend wurde der schöne Haremsgarten mit Tausenden bunter Laternen beleuchtet, und die meisten Frauen gingen dann dort ein wenig auf und nieder. Die in ihre bunten und malerischen Trachten eingehüllten Frauen, an denen Edelsteine und Brillanten, so groß wie Bohnen, glänzten und funkelten, sahen in dem so magisch erleuchteten Garten wie wandelnde Bilder aus. Wahrlich, eine Art Feenfest war es, so recht orientalisch und sinneberauschend! Die Luft war noch dazu mild, aromatisch duftend, und so träumerisch süß, wie mit Opium durchtränkt.

Endlich verabschiedeten sich alle Beschauerinnen, und auch wir verließen den Konak, ehe der Bräutigam seine holde Braut abgeholt hatte.

Einige Tage später besuchte ich wieder die liebenswürdige Frau Halim-Bey.

„Wie hat Fatima eigentlich die Bekanntschaft mit Lutfi-Bey gemacht?" fragte ich.

„Von einer Bekanntschaft kann bei uns Osmanen doch keine Rede sein! Fatima sah ihren Eheherrn zum ersten Male an jenem Tage, und er sah sie erst am Abend nach der Brautschau, als sie vor ihm ihren Schleier lüftete!" erklärte mir meine liebenswürdige Wirthin, und sie meinte, ich sei gewiß sehr neugierig, zu erfahren, wie eine türkische heirathsfähige Tochter zum Heirathen gelange. Natürlich konnte ich dies nicht leugnen und bat sie, mir gütigst darüber Auskunft zu ertheilen.

„Wir Osmaninnen haben nicht nöthig, unsere Töchter auf Bälle, Kränzchen, in Theater und Concerte zu führen, um ihnen einen Gemahl zu erhaschen, wie es bei den Christinnen der Fall sein soll," fing sie nun an. „Wenn eine osmanische Familie eine heirathsfähige Tochter hat — und mit vierzehn Jahren sind unsere jungen Mädchen so weit — und diese sich hübsch entwickelt hat, dann wird dies bald in dem Stadtviertel bekannt, wo ihre Eltern wohnen. Die auf Besuch kommenden Damen aus den verschiedenen Harems sehen das junge Mädchen und erzählen dann anderen Frauen davon. Gibt es nun irgendwo eine Mutter, die einen heirathslustigen Sohn hat, so erzählt sie ihm von jenem jungen Mädchen. Gefällt das junge Mädchen, nach der von ihr gegebenen Beschreibung, dem jungen Manne, und hat er sonst keine Gründe gegen eine Verbindung mit der Familie, so beauftragt er seine Mutter, das junge Mädchen nochmals gut anzuschauen und mit ihren Eltern zu sprechen. Die Mutter begibt sich also auf die sogenannte Brautwerbung. Auch wenn sie der Familie des gewünschten jungen Mädchens ganz fremd ist, so genügt die Aeußerung, daß sie die heirathsfähige Tochter des Hauses sehen möchte, um ihr freien Eintritt und einen freundlichen Empfang bei der Familie zu erwirken. Eine solche Brautwerberin wird nun aufs Höflichste in den Haremssaal geführt und von allen Frauen äußerst freundlich empfangen. Dort plaudern sie nun ein Weilchen von allen möglichen Neuigkeiten, nur der eigentliche Zweck ihres Besuches wird wenig erwähnt. Bei uns Osmanen darf man nie mit der Thür ins Haus fallen!

Endlich erscheint dann die heirathsfähige Schöne, die gewöhnlich der Brautwerberin den Kaffee und einige Cigaretten anbietet. Auch das junge Mädchen unterhält sich mit der Brautwerberin, ohne ein Wort von dem Zweck des Besuches zu äußern. Beim Fortgehen fragt die Brautwerberin dann ganz geradeaus, ob das junge Mädchen wohl Lust hätte, zu heirathen, und ob es diesen oder jenen Herrn zum Ehegemahl nehmen möchte. Auf die bejahende Antwort sagt dann die Brautwerberin:

„Nach dem Wunsche Allahs und seines großen Propheten begehr' ich Dich für meinen Sohn und wirst Du bald seine geliebte Frau werden!"

Dabei übergibt sie dem jungen Mädchen irgend einen kostbaren Schmuck als Angebinde von dem zukünftigen Eheherrn, und das Mädchen ist Braut geworden. Je nach den Umständen kann die Brautschau, welche bei uns Osmanen die Hochzeit bedeutet, einige Wochen nach der Brautwerbung stattfinden. Gewöhnlich schickt der Bräutigam einige Tage nach der Brautwerbung zwei Zeugen zu dem Vater der Braut. Wenn er einen Vater und Bruder besitzt, so übernehmen diese es, die Zeugen darzustellen. Es wird dann bei dem Vater der Braut eine Art Ehevertrag gemacht. Bei den strenggläubigen Osmanen wird dieser nur mündlich abgeschlossen, bei den modern gewordenen Muselmännern wohl jetzt öfters schriftlich, aber ohne den Beistand eines Rechtsgelehrten in Anspruch zu nehmen. Ist dieses Abkommen nun befriedigend gemacht, so gibt der Vater der Braut an einem Mittwoch Abend in seinem „Selamlik" eine Festlichkeit, zu welcher der zukünftige Schwiegersohn nebst dessen männlichen Verwandten und vielen Bekannten eingeladen sind. Am folgenden Tage, also an einem Donnerstag, findet dann die Brautschau statt. Bei den jetzigen modern erzogenen osmanischen Mädchen wird die Braut beinahe ganz europäisch gekleidet, wie die Fatima gekleidet war. In den altgläubigen und einfachen Familien wird das Brautkleid gewöhnlich nur gemiethet. In dem großen Bazar in Stambul gibt es solche Geschäfte, wo nur Brautkleider und die dazu gehörigen Perlenschnüre und der phantastische Kopfputz zu leihen sind. Ein solches Brautkleid ist von einem schweren, dicken Seidenstoffe, ganz mit Goldstickereien beladen. Auch trägt die Braut unter dem langen Schleier einen diademartigen Kopfputz von gemachten Blumen, Straußfedern und großen, echten oder unechten Perlen."

„Kommen denn niemals bei der Entschleierung kleine Enttäuschungen vor?"

Auf diese Frage sah mich Frau Halim-Bey lächelnd an und antwortete: „Gewiß, es gibt bei der Gelegenheit mitunter sehr bittere, wenn das von einer fremden Brautwerberin beschriebene junge Mädchen, statt schön und anmuthig zu sein, eine Ausgeburt der Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit ist. Der so übel mitgenommene Eheherr muß seinen Unstern dann ganz philosophisch hinnehmen — und — sich — wo anders trösten."

„Kann er sich denn nicht wieder von seiner unliebsamen Ehehälfte scheiden lassen?"

„Eine Ehescheidung kommt bei uns selten vor! Dazu verlangt der „Kadi" (der Ortsrichter) wichtigere Gründe. Um solchen Enttäuschungen aus dem Wege zu gehen, pflegen sorgsame türkische Mütter öfters ihren Söhnen die zukünftigen Frauen aus den Sklavinnen ihres Harems zu wählen. Junge und hübsche weiße Sklavinnen, die allerdings jetzt seltener werden, genießen dann eine sorgfältige Erziehung im Hause ihrer zukünftigen Frau Schwiegermutter. Dadurch wird manche Unannehmlichkeit der sorgfamen Schwiegermutter erspart."

Unser Gespräch wurde nun durch die Ankunft des Hausherrn, Halim-Bey, unterbrochen. Er ist ein höchst gebildeter Herr, Muselmann, welcher viele Jahre in Europa lebte und sogar die Kaiserstadt Berlin kennt. Die Haushaltung in seinem Konak ist deshalb auch gänzlich auf fränkische Art. Er speist mit seiner Frau und seinen Kindern und hält nur bezahlte Diener und Dienerinnen.

Solche modern gehaltenen türkischen Häuser sind jetzt nicht mehr selten. Der Neuerungsgeist schreitet auch hier im Orient recht gut vorwärts und läßt alte Gebräuche und den Aberglauben weit hinter sich zurück.

• Gedankenspäne.

Viele Menschen gestehen ihre Fehler nurdarum so bereitwillig ein, damit sie diese nicht abzulegen brauchen.

Es allen Leuten passend zu machen, ist eine vortreffliche Maxime für einen — Schuhmacher.

Viele Frauen, wenn sie weinen, gleichen Kindern, welche hinfallen; läßt man sie liegen, so krabbeln sie sich von selbst wieder auf, tröstet man sie, so ist des Lamentirens kein Ende.

Die Gesellschafts-Menschen hängen ihre Freunde mit dem Winterüberzieher in den Schrank und holen sie erst zum Herbst wieder hervor.

Erst in Gegenwart eines Schwerhörigen merkt man, wie viel man spricht, was nicht werth ist, daß man es wiederholt.

Böse Menschen gleichen den Lawinen; im Fallen suchen sie andere mitzureißen.

Wie leicht ist es nicht, dumm zu sein, wie schwer oft, dumm zu scheinen!

Die einzelnen Blätter der Lorbeerkränze sind meist mit Dornen zusammengefügt.

Es ist doch merkwürdig, daß es so viele geschedte Kinder und so wenig geschedte Leute gibt!

— Schmeichelhaft. Hausfrau: Wollen Sie nicht eine Kleinigkeit singen, Herr Schreier? Herr Schreier: O, gnädige Frau, es sind ja so viele Freunde da! Hausfrau: O, das macht nichts, ehe Sie fertig sind, sind sie ja doch alle fort!

— Die Ausnahme. — Der liebe Gott hat die Menschen aus Staub gemacht — ausgenommen die Kassirer: diese machen sich selbst aus dem Staube.